

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Johannes Schweiger - der Geheimschreiber. Historische Erzählung von
Hans Brandeck

[urn:nbn:de:bsz:31-338784](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338784)

Johannes Schweiger — der Geheimschreiber.

Historische Erzählung von Hans Brandt.

Wenn du dich, lieber Leser, in die Lebensbeschreibung des seligen Markgrafen Bernhard von Baden, des Schutzpatrons der Erzdiözese Freiburg, vertieft, so wirst du auch den Namen des Geheimschreibers Johannes Schweiger finden. Von diesem Manne will ich dir eine Geschichte erzählen.

Er war geboren in dem damaligen Flecken Bühl, der heutigen aufblühenden Amtsstadt Mittelbadens, inmitten des gesegneten Landstrichs gelegen, den man seiner Fruchtbarkeit an Obst und Wein wegen das „Goldene Land“ nennt. In jener Zeit war der Flecken Bühl geteilt; die nördlich des Baches (der Büllot) gelegene Hälfte gehörte zur Markgrafschaft Baden, die südliche war windeckisch. Die Besitzer dieses Ortsteils, die Herren von Windeck, hatten ihre Stammburg auf dem Gehänge des Buchkopfes.

Anno 1465 war's. In der Behausung des windeckischen Vogtes Peter vom Morgenthal weilte Besuch. In der holzgetäfelten großen Stube saß der Vogt, ein langer, hagerer Mann mit ergrautem Barte, an dem hellgescheuerten Eichentische, neben ihm sein rundliches Weib, ihnen gegenüber Anna, das lieblich erblühte Töchterlein von kaum 20 Jahren. In dem geschnitzten Besuchsstuhle hatte ein hoher stattlicher Mann Platz genommen. Sein etwas bleiches, durchgeistigtes Antlitz war umrahmt von einem schwarzen Barte, die blauen Augen blickten lebhaft und doch gütig in die Welt.

Das war der kaiserliche Rat Johannes Schweiger, der gekommen war, für einige Monate Abschied zu nehmen von dem ihm in kurzen Wochen liebgewordenen Hause und seinen Bewohnern. Ein zinnener Krug stand auf dem Tische und Becher von gleicher Beschaffenheit waren gefüllt mit einem köstlichen Trunke, der an den westlichen Abhängen des Klostergesäßes gedieh.

„Also gedenkt Ihr im Weinmonat wieder zurück zu sein, Herr Rat?“ fragte der Hausherr.

„So mir der Kaiser ohn' Verzug meinen Abschied gibt! Ihr wißt es, seit dem seligen Tode meines früheren Herrn, des so gottgefällig verschiedenen Markgrafen Bernhard, bin ich in kaiserlichen Diensten, und Friedrich der Dritte hat mir selten lange Ruhe gegeben. Immer schickte er mich in wichtigen

Missionen zu den Fürsten seines Reiches. Seit sieben Jahren führe ich dieses Leben voller Unruhe, und diesen Sommer erst durfte ich mir erstmals in der Heimat kurze Rasi gönnen. Nun mir aber mein Landesvater, der Markgraf Karl I., den Posten eines Grafschaftskanzlers angeboten hat, ist meine Sehnsucht nach Seßhaftigkeit und meine alte Liebe zur Heimat wieder lebendiger geworden.“

Bei diesen Worten schickte er einen seelenvollen Blick hinüber zur Jungfer Annen, deren strahlendes Augenpaar zu ihm hergerichtet war.

„Das glaub' ich Euch gerne,“ meinte die Vogtin. „Das ewige Reisen in solch gefahrvoller Zeit ist doch zu aufregend, und mag's draußen in der weiten Welt noch so schön sein, es ist einem halt sicher nirgends so wohl als daheim.“

„Da habt Ihr recht, Frau Vogtin! Es spricht die Fremde nie so warm zum Herzen wie die Heimat. Drum mög's genug sein des Draykenlebens. Hat mir wohl das Vertrauen des Kaisers und das Bewußtsein, dem Reiche Dienste zu leisten, die Brust geschwellt, allein ich habe es die Jahre her immer mehr gefühlt, daß mir stille, friedliche Arbeit mehr zusagt, als dieses unruhvolle und manchmal rauschende Leben. Bin ich doch oft wochenlang mehr im Sattel gesessen als in der Schreibstube.“

„Erlaubt mir, Herr Johannes, daß ich nach der Glut im Herde sehe! Heute, da wir Euch zum Abschied als unsern Gast haben dürfen, da soll mir der Hirschbraten ganz besonders gelingen. Und du, Vater, vergiß nicht, die Kanne neu mit Wein zu füllen.“

So gingen die beiden Alten. Draußen im Flur aber meinte die Mutter: „Dürfen nicht immer drin sein! So zwei Liebende, die sich erst vor Wochen gefunden haben und jetzt für eine, wer weiß wie lange, Zeit schon wieder auseinandergehen müssen, möchten sich wohl auch mal ein liebes Wort ohne Zeugen sagen. Denkt doch an unsere Zeit, Alter!“

„Freilich, Mutter,“ stimmte der Vogt bei, und über sein wetterhartes Gesicht zog ein Lächeln der Erinnerung.

Trinnen aber hatten die zwei Brautleute sich erhoben und schritten dem Erker zu, durch dessen verbleite Scheiben die Sonne hereinlief. Hand in Hand standen sie neben-

einander: der große starke Mann und die zartgebaute, lieblich erblühte Jungfrau.

„Mir ist's so bange, daß du jetzt scheiden mußt, Johannes!“

„Aber warum denn, Lieb? Bin ich doch in drei Monaten zurück. Dann feiern wir fröhliche Hochzeit, und du kannst unser Nestlein richten im Amtmannshause zu Baden!“

„Schon! Wie ich mich darauf freue! Und doch! Eine innere Angst ist's, die ich nicht los werden kann. Weißt ja, wie unruhig die Zeiten sind, wie weit der Weg nach Wien zum Kaiser, und wie großen Gefahren die Reisenden durch Wegelagerer und allerhand übelwollend' Volk ausgesetzt sind. Könntest du dir die Reise sparen, mein Johannes!“

Da strich der hochgewachsene Mann über des Mädchens blonden Scheitel, „Sei ohne Sorg', Anna! Hab' ich doch vom Kaiser vier tapfere, kampferprobte Troßknechte zum Geleit bekommen. Und außerdem: Ist mir nicht immer mein gutes Schwert zur Seite, das ich wohl zu führen verstehe und nicht das erstemal zu zücken hätte gegen böswilligen Angriff?“

Wohl gehe ich nicht mehr so gerne aus der Heimat fort, seit unsere Herzen sich gefunden. Ist mir die Heimat doch jetzt um so teurer geworden, da sie mir dich gegeben hat. Aber der Gedanke an mein schönes Lieb wird mir den weiten Weg kürzen, und die Sehnsucht nach dir soll mir meine Rückkehr so schnell ermöglichen, wie des Kaisers Gunst es gestattet. Bis dahin sei in meines Gebetes Schutz!“

Die Jungfrau blickte vertrauensvoll zu ihm auf. Dennoch lag um ihren Mund ein banger Hauch.

Als die Sonne zu sinken begann, war die Abschiedsstunde gekommen, und Johannes Schweiger ritt auf seinem flinken Hapen zum Flecken hinaus gen Norden. Bei einbrechender Dunkelheit erreichte er Schloß Hohenbaden, die Stammburg der Markgrafen von Baden, von wo er andern Tags mit einem warmen Handschlag entlassen ward von Karl I. und beschickt mit vielen Grüßen von der schönen Markgräfin Katharina an ihren kaiserlichen Bruder in Wien.

Monde waren vergangen, der Winter längst ins Land gezogen. Schweigers Absicht, den Kaiser um sofortigen Abschied zu bitten, hatte sich nicht verwirklichen lassen. Denn Friedrich III. wußte wohl, welche tüchtige Kraft er in seinem Räte Schweiger be-

saß, und wenn dieser nicht von des Kaisers leiblichem Schwager beehrt worden wäre, so würde der allzeit in diplomatischen und militärischen Räten stekende Herrscher das Abschiedsgesuch ganz abgewiesen haben. So wollte er ihn zwar ziehen lassen, hatte aber vorher noch eine wichtige Mission für den Rat, welche diesen nach Böhmen führte und ihn zu Prag bis über das Christfest hinaus festhielt. Nach erfolgter Rückkehr durfte Schweiger Abschied nehmen von seinem Wiener Posten und vom Kaiser, der ihn mit die-



Ruine Winded.

len Gunstbezeugungen entließ und ihn für den Heimweg mit ausreichendem Geleit ausstattete.

Schweiger eilte auf der Rückreise sehr. Er gönnte sich mit seinen Begleitern kaum die nötige Ruhe, und als zu Ulm das Reitpferd eines seiner Troßknechte krank wurde, ließ er diesen und einen Kameraden zurück und reiste mit zwei Veritlenen allein weiter. Lag doch in seiner Seele eine heiße Sehnsucht nach dem geliebten Vogtstöckerlein zu Bühl. Wohl hatte er Annen Bescheid geben können durch einen gelegentlichen Kurier, daß seine Heimkehr durch des Kaisers Befehl verzögert werde, doch hatte er damals gehofft, wenigstens zum Weihnachtstage daheim zu sein.

Auf den Höhen des Schwarzwaldes lag viel Schnee, und nun war in der Nacht noch Meltschnee gefallen, darum das Vorwärtskommen auch für schnellfüßige Pferde sehr erschwert. Die drei Reiter hatten am Nachmittage Besenfeld durchzogen und ritten auf der sogenannten Weinstraße nordwärts. Schweigers Hoffnung, noch am selben Abend Schloß Hohenbaden zu erreichen, schwand immer mehr, und er sagte sich, daß sie nicht einmal nach Bernsbach kommen würden, bevor es völlig Nacht geworden ist.



Ruine Hohenbaden.

Es dunkelte schon stark, als die Reisenden am Gehänge des Lauterbaches abwärts und gen Westen ritten. Im Hardtbergwalde sank plötzlich einer der Troßknechte mit lautem Aufschrei vom Pferde. Schweiger, durch seine ständigen Reisen an Ueberfälle gewöhnt, riß sein Roß herum und das Schwert aus der Scheide. Da schwirrte auch schon eine Lanze gegen ihn heran, prallte jedoch an der Rüstung ab. Im selben Augenblicke sah er sich von einem Halbduzend verwegener Gesellen umgeben, und wie er auf den nächsten Gegner einschlug, traf ihn von hinten ein furchtbarer Schlag auf den Kopf, der mit einem riesigen Morgenstern geführt war. Durch diesen wurde der Stahlhelm zertrüm-

ert, und der Betroffene fiel bewußtlos aus dem Sattel. Nun warfen sich die Wegelagerer auf den zweiten der Troßknechte, der sich, die Uebermacht erkennend, nicht weiter zur Wehr setzte, daher überwunden und an eine Lanze gefesselt wurde. Die Räuber plünderten die Erichlagenen bis auf die Haut und ritten, je zwei auf einem Pferde, fort, den Angebundenen seinem Schicksale überlassend.

Zu Bühl im Flecken sah indeß, so weit die Arbeit sie nicht in den unteren Räumen festhielt, Jungfer Anna oben am Erker, über das Nächtuch gebeugt, immer aber wieder den Blick erhebend, um Aussicht zu halten die Straße hinab, ob sich nicht ein kleiner Trupp Reiter zeige oder ein einzelner Kurier, und so ihr dann die Farben der Helmzierer sagten, daß sie weiter harren müsse, da senkte sich das zarte Gesicht jedesmal mit einem Seufzer auf die Brust.

Warum säumte der Geliebte so lange? Warum war er nicht wenigstens zum Feste der Heilandsgeburt gekommen? War der Kaiser so hartberzig, die Entlassung seines Rates immer wieder hinauszuzögern? Oder — war dem Johannes auf der weiten Reise ein Unfall zugestoßen? Weilte er am Ende gar nicht mehr unter den Lebenden? Sie erlebte bei dem Gedanken! „O, daß Gott dies verhüten möge!“

So harnte und banate die Jungfrau Tag für Tag.

Aber der Wintermonat brachte dem Flecken große Not. Eine rasch umherschreitende Seuche raffte gesunde Menschen in wenigen Tagen hinweg. Sie verreckte die Kinder, hielt aber unter den Erwachsenen furchtbare Ernte. Wer noch am Morgen frisch seiner Arbeit nachging, konnte am Abend, von einer bleiernen Müdigkeit befallen, kaum mehr allein das Lager aufsuchen, fieberte in der Nacht heftig und war in der nächsten Frühe am ganzen Körper mit braunen Flecken bedeckt. Wie diese sich mehrten, trat Bewußtlosigkeit ein, die meist schon nach 24 Stunden in das Verscheiden überging.

Der Bevölkerung bemächtigte sich große Verwüstung. Einzelne Personen und ganze Familien flohen zu Befanntem ins Gebirge — und trugen auch dorthin den Seuchenkeim. Die Bogtin vom Morgental und Anne leisteten in erkrankten Nachbarsfamilien men-

schen
die v
Stad
man
An

Kam
sichti
dem
Lage
von
wied
Ster
desse
einer

Da
auf
weig
Not
fah
schaft

Da
im
Aber
Ange
vom
und
heilf

Un
Di
Tage
nebst
Sarg
Al
jahte

schenfreundliche und tatkräftige Hilfe. Da die von der Krankheit Befallenen im ersten Stadium an brennendem Durste litten, flößte man ihnen fortgesetzt Wein ein. Da trug Anne vielmals die mit Klogberger gefüllte

„Nun werde ich der Herrschaft doch vermelden lassen, daß ich Bühl auf einen Tag verlasse, um dir beim Bruder der guten Mutter droben zu Skappelrodek einen längeren Unterschlupf zu suchen!“

„Damit tuft du mir keinen Gefallen, Vater! Laß mich bleiben! Mein Leben steht in Gottes Hand! Und bist du hier nicht ebenso gefährdet, als ich? Darf ich da fern von dir sein?“

„Dennoch muß ich dich bitten, fortzugehen. Ich lasse dich ohnehin nicht mehr zur Hilfe in andere Häuser!“

Und der Vogt sah mit besorgten Blicken in das bleiche, stille Gesicht seiner geliebten Tochter. Ob der schleppende Gang der sonst so behenden Gestalt einzig und allein von den Nachtwachen und dem Schmerze über den schweren Verlust kam?



Im Schwarzenbachtal.

Kanne an die Leidensbetten, und ihre umsichtige Mutter sah bald da, bald dort nach dem Rechten, um den armen Kranken ihre Lage zu erleichtern. Doch nur wenige der von der Seuche Angegriffenen konnten sich wieder erholen. So hatte in Bühl ein großes Sterben eingekehrt, und selten ein Haus, aus dessen Pforte man nicht innerhalb Wochen einen oder mehrere Tote hinausgetragen.

Der Vogt hätte die beiden Frauen gerne auf die Winded geschickt. Zum einen aber weigerten sich diese, ihre Mitmenschen in der Not zu verlassen, zum andern lag die Gefahr der Krankheitsverbreitung in die herrschaftliche Burg sehr nahe.

Da — man meinte schon, die Seuche wäre im Abnehmen begriffen, zeigten sich eines Abends auch bei der Frau Vogtin die ersten Anzeichen der Krankheit. Anne wich nicht vom Leidenslager ihrer geliebten Mutter, und was man bei den Wiedergenesenen als heilkräftig erachtet hatte, ward angewendet.

Umsonst!

Die Vogtin vom Morgental erlag nach zwei Tagen der furchtbaren Geißel, und Vater nebst Tochter standen tieferschüttert am Sarge der geliebten Toten!

Als man diese der Erde übergeben hatte, sahte der Vogt Annens Särge und sagte:



Im Raunünzachtal.

Er ging hinaus, einen Reitknecht mit der beabsichtigten Meldung nach der Windeck zu schicken.

Es fügte sich nach dem Ueberfall am Hardtbergwalde, daß ein verspäteter Bauer, der mit seinem Roffarren von Gernsbach heraufkam, da vorüberzog. Er befreite den Troßknecht, und beide untersuchten die Opfer des Ueberfalls. Sie entdeckten im Körper des Johannes Schweiger noch Leben, während der Geleitsmann tot war. Die Lanze hatte eine ungeschützte Stelle des Halses getroffen und diesen durchbohrt. Der Bauer schlug vor, den Herrn auf dem Wagen mitzunehmen nach Lautenbach. Dieses Dorf sei nur wenige Minuten entfernt. Den Toten deckten sie mit Schnee zu und brachten den Bewußtlosen in das Haus des Bauern.

Am nächsten Morgen — Schweiger hatte das Bewußtsein noch nicht erlangt — ging der Troßknecht, nachdem er gebeten hatte, den Toten im Hardtbergwalde zu holen und christlich zu bestatten, nach Gernsbach und berichtete dem markgräflichen Vogte das Vorgefallene. Dieser versprach, sich sofort mit dem Wundarzt nach Lautenbach zu begeben; er schickte den Begleiter Schweigers nach Hohenbaden hinüber, um dem Markgrafen Meldung zu erstatten.

Karl I. war über das Vorgefallene sehr betrübt und aufgebracht; daß der Ueberfall gerade seinen längst erwarteten Grafschaftskanzler betroffen hatte, war ihm besonders unangenehm und außerdem erfüllte ihn die zunehmende Unsicherheit der Straßen, die mit einer Folge der wenig energischen Regierung seines kaiserlichen Schwagers war, mit großer Besorgnis. Er beschloß, in seinem Gebiets- teil energisch dagegen einzuschreiten. Der Markgraf ritt am nächsten Tage selber nach Lautenbach, fand aber Schweiger immer noch bewußtlos. Da der Wundarzt, der eine Verletzung der Schädeldecke und eine schwere Gehirnerschütterung festgestellt hatte, von einer Ueberführung des Kranken dringend abriet, versprach der Markgraf den Bauersleuten reichen Lohn, wenn sie sich ihres Pflégelings wohl annehmen. Die guten Leute taten das denn auch mit aller Sorge, und als Schweiger auf dem Wege der Genesung war, suchten sie ihm den unfreiwilligen Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen.

Sohe Ehrfurcht bezeugten sie und die Nachbarn dem fremden Manne, als sie erfuhren, daß er der Begleiter und Vertraute des in fernen Landen verstorbenen Markgrafen Bernhard, des Bruders Karl I., gewesen war,

über dessen seligen Tod vielerlei Gerüchte Bernhard betraut hatte, nämlich die Fürsten und Herren jenseits der Alpen für den umgingen. Und eines Tages, als Johannes Schweiger keine Beschwerden hatte, erzählte er den aufstehenden Landleuten von dem heiligmähigen Hinscheiden seines früheren Herrn.



Moncalieri.

Nachdem er von der Mission gesprochen, mit welcher der Kaiser den Markgrafen Kampf gegen die Türken zu begeistern, welche Konstantinopel erobert und das ganze Abendland bedrohten, fuhr er fort:

„Wir kamen gegen Ende des Monats Juni 1448 nach Genua, wo uns der Herzog länger aufhielt. Als wir uns der Rückkehr zuwenden konnten, war der Sommermonat schon angebrochen.

Am 8. Tage des Juli gab es schlimmen Aufenthalt. Wir waren in eine vom gelben

Ziehe
ist ein
böien
Reisege
lenber
Geh
Herr
in de
fremd

Tagen
Herrn
Toten
Konro
das S
auf je
der de
herzig
auch
graf
an de

Fieber durchseuchte Gegend gekommen. Das ist eine schlimme Krankheit und gleich der bösen Pest. Sie ergriff zuerst unsern lieben Reifegenossen, den Ritter Konrad von Schellenberg. Wir mußten in einem armseligen Gehöfte liegen bleiben. Trotzdem es unser Herr sehr eilig hatte, wäre es ihm doch nie in den Sinn gekommen, den Kranken im fremden Lande allein zu lassen. Nach drei

stattet hatten; nur mit Aufbietung aller Kräfte vermochte er sich im Sattel zu halten, bis wir gegen Abend das Städtchen Moncalieri erreichten. Neben dem Kloster der Franziskaner fanden wir eine Herberge. Drei Tage und drei Nächte lang umstanden wir trauernd, hoffend und bangend das Schmerzenslager unseres Herrn, für dessen Genesung wir unermüdet zu Gott beteten. Doch der Herr über Leben und Tod hörte nicht auf unser Flehen. Am dritten Tage der Krankheit war der Leidende völlig fieberfrei, und wir freuten uns der Rettung; aber die nebenan wohnenden Franziskanermönche, die den Kranken zu besuchen kamen, nannten diese scheinbare Besserung ein Charakteristikum der Krankheit und gaben wenig Hoffnung. Am 15. Tage des Sommermonats, als die Sonne gen Weiten sank, erhielt unser Herr die priesterliche Absolution. Die Tränen nahmen mir fast die Sprache; sein Blick ward umlort, doch kehrte nach vielen Fieberstunden der schöne Geist des Edlen beim Nahen des Lebensendes noch einmal in den Leib zurück, und mit klarer Stimme gab er mir die Weisungen an den Kaiser und die Grüße an die Heimat auf. Es war Abend geworden, da trug er, die Lippen des Leibes noch zum Gebete offen, seine Seele auf zum Himmelsvater. Da ich ihm die gebrochenen Augen schloß, klang drüben das Aveglöcklein des Klosters als sein Todesläuten!"

Der Erzähler schwieg, und alle, die seinen Worten gelauscht, senkten das Haupt.

Schweiger fuhr fort: „Als Markgraf Bernhard selig entschlafen war und es sich darum handelte, ihn als deutschen Fürsten, als Gesandten des Kaisers und als Träger des ihm einst vom Papste verliehenen Ehrentitels: „Präsident von Italien“ ein würdiges Begräbnis und eine seiner Stellung und seiner Frömmigkeit entsprechende Ruhestätte zu verschaffen, sandten wir reitende Kuriere zum Erzbischof von Turin; es ward die Erlaubnis gegeben, daß der Leib des heimgegangenen Markgrafen vor dem Hochaltar der Kollegiatsstiftskirche „Santa Maria della Scola“ beigesetzt werden dürfe.

Am Tage des Begräbnisses strömte das Volk der Stadt zusammen, und die gesamte Geistlichkeit erschien im Ornat; da hielt unser guter Vater eine Rede an die Versammlung, die wohl keiner aus derselben je vergessen wird. Er sprach von dem heiligmähigen Lebenswandel des Geschiedenen, von seiner Demut und Frömmigkeit, die Gott wohlgefallen, von seinem seligen Sterben und wie der Markgraf wohl jetzt schon seinen



Der selige Bernhard von Baden.

Tagen übergab der Ritter seine Seele dem Herrn. Wir alle umstanden weinend den Toten und übergaben die Leiche des armen Konrad der italienischen Erde, beteten für das Heil seiner Seele, pflanzten ein Kreuz auf sein Grab und ritten weiter gen Norden, der deutschen Heimat zu. Doch der unbarmherzige Engel des Todes hatte seine Augen auch auf unsern guten Herrn gerichtet. Markgraf Bernhard erkrankte noch selbigen Tages, an dem wir den Reifegenossen Konrad be-

verdienten Lohn aus der Hand des Erlösers erhalten habe. Alles war aufs tiefste gerührt.

Unter den Gläubigen befand sich auch Guiseppe Tobelli, ein Bürger aus Moncalieri. Er hatte ein schwieriges Beinleiden und konnte sich nur mit Stod und Krücke fortbewegen. Die Leichenrede des Vaters hatte ihn so ergriffen, er hatte ein solches Vertrauen in die Heiligkeit des Markgrafen gefaßt, daß er ihn alsbald um seine Fürsprache anrief: „Heiliger Bernharo, bitte für mich!“ rief der Mann aus, als unser Vater geendet. „Bitte für mich, daß meine Füße gesund werden. Erhörst du mich, so will ich dein Bild für die Grabtafel malen lassen!“ Alles Volk

schaute auf den lauten Väter. Dieser sah zum Himmel und erhob bit tend seine Hände. Krücke und Stod fielen zu Boden. Aber der Kranke sank nicht um, er stand frei und frank auf den Beinen, jubelte und ging in der Kirche umher. Alsobald eilte er an den Altar zu dem noch offenen Grabe des seligen Markgrafen und dankte Gott und seinem Fürbitter mit lauter Stimme. Alles Volk ariet in

Staunen, es sank auf die Knie und vries mit dem Geheilten die göttliche Allmacht. So wurde die Leichenfeier zu einem Dankfeste.

Da Johannes Schweiger seinen Bericht geendet, sah er in den Augen seiner Zuhörer Tränen, und eine der anwesenden Frauen meinte: „Den Markgrafen Bernhard hab' ich einmal g'ehen, wie er durch Gernsbach g'ritten ist. Hab' mir damals schon denkt, wenn alle vornehmen Herren so aussähen, müßt' das g'meine Volk nit so Angst vor ihnen haben.“

Als der Zustand Schweigers sich weiterhin gebessert hatte, schickte der Markgraf eine Sänfte, auf der sein Grafschaftskanzler nach Schloß Hohenbaden gebracht wurde. Von hier aus wollte Johannes seiner lieben Braut Nachricht zukommen lassen, daß er endlich aus Wien zurückgekehrt sei.

Er bat darum den Markgrafen, einen Kurier nach Bühl zu entsenden, um der Tochter des windeckischen Vogtes seine Rückkehr zu vermelden, und ihr mitzuteilen, daß ihm ein erlittener Unfall erst in einigen Tagen gestatten werde, sie im Heimatsort zu besuchen. War auch wirklich der Meinung, Karl I. hätte ihm diesen Gefallen getan, harrete drum täglich eines lieben Grußes von Annen oder hoffte gar in der Stille seines Herzens, die geliebte Braut würde ihren Vater bitten, mit ihr einen Ritt nach Schloß Hohenbaden zu machen, um dem Heimgekehrten den Willkomm zu entbieten.

Wie der erwartete Besuch Tag für Tag ausblieb und so seine Sehnsucht nach dem Anblick der Geliebten immer stärker ward, bestürmte er den Medikus, ihm den Ritt nach Bühl zu gestatten. Der suchte Ausflüchte; einige Tage noch müßte sich Herr Schweiger gedul-

den. Eines Tages, da die Februarsonne lind durch die Bukenscheiben des hohen Gemaches schien und der Genesende von seinem Liegestuhle aus in das liebliche Dostal hin-

absah, in dem sich schon der Frühling meldete, da öffnete sein ihm vom Schloßherrn bestellter Diener die Türe.

„Ihr bekommt Frauenbesuch, Herr Kanzler!“

Ueber Schweigers Gesicht huschte der Sonnenstrahl überrascht gekommener Freude. Das mußte Anne sein. Endlich kam sie; endlich durfte er die Liebe in seine Arme schließen und seinen Blick in ihr treues Auge versenken.

Doch bevor er sich durch eine Frage an den Diener vergewissert hatte, war dieser zurückgetreten und — die Markgräfin Katharine stand im Türrahmen. Ihm die Hand reichend trat sie an seine Lagerstätte und nahm auf dem Armstuhle vor ihm Platz. Ihr Antlitz war ernst und wollte nicht recht passen zu den freundlichen Reden über den Dinglauf am Wiener Hofe.



Kirche der Benediktinerabtei Schwarzach.

Das
sönlich
ihres

„Bi
schafts
tigate
nen, n

„I
Gnade
Gerns

„De
Es tr
Euch
ter S

Sch

auf.

großer

„Was

Da

Hand

Braut

Er

Gnade

doch r

„N
Fleder

junge

Da

Gesich

Worte

Berich

heißge

Die

nen V

wirr,

lieren.

Am

Krank

dem I

„Ve

graf!

und r

Und d

es, da

Schon

bei m

Sehns

empfu

Jung

Verlar

naten

Eures

Bernh

durfte

Sinsch

mehr

und n

Nun r

Dann lenkte sie das Gespräch auf die persönlichen Verhältnisse und das neue Amt ihres nun bald völlig genesenen Gastes.

„Viel Arbeit wartet Euer, Herr Grafschaftskanzler. Aber gerade in rastloser Thätigkeit werdet Ihr am ehesten vergessen können, was Euch die Heimat Leid zugefügt hat.“

„Ich fühle mich schon recht wohl, Euer Gnaden, und bald wird das Vorkommnis bei Bernsbach vergessen sein.“

„Das nicht allein, Herr Grafschaftskanzler! Es krampft mir das Herz zusammen, was ich Euch nicht länger verhehlen darf. Ein harter Schicksalsschlag hat Euer Herz betroffen.“

Schweiger richtete sich in seinem Liegestuhle auf. Seine Brust hob sich schwer, und mit großen Augen sah er die Markgräfin an. „Was deuten diese Worte, Euer Gnaden?“

Da nahm die Markgräfin Schweigers Hand: „Seid stark, guter Freund! Euer Braut, Anna vom Morgental, ist nicht mehr!“

Er ward blaß. „Ist nicht mehr? Euer Gnaden, Frau Markgräfin, — — Anna ist doch nicht tot?“

„Ist tot! Eine üble Seuche, die den Aleden Bühl heimgesucht hat, nahm ihr das junge Leben.“

Da schlug Schweiger die Hände vor sein Gesicht. Er hörte kaum mehr die tröstenden Worte der Markgräfin und ihren näheren Bericht über das so frühe Hinscheiden der heißgeliebten Braut.

Die ganze folgende Nacht lag er mit offenen Augen, und seine Gedanken gingen so wirr, daß er fürchtete, den Verstand zu verlieren.

Am andern Morgen verließ er erstmals die Krankenstube und ließ sich bei seinem Herrn, dem Markgrafen, melden.

„Verzeiht mir, Euer Gnaden, Herr Markgraf! In dieser Nacht haben meine Seele und mein Verstand miteinander gerungen. Und die Seele hat recht behalten: Ich fühle es, daß ich nicht mehr in die Welt passe. Schon auf meinem Wiener Posten habe ich bei mancher Einkehr in klösterlichen Hallen Sehnsucht nach Zurückgezogenheit und Ruhe empfunden, und nur mein Verlöbniß mit Jungfer Anne vom Morgental hat dieses Verlangen meiner Seele in den letzten Monaten zurückgedrängt. Seitdem ich im Dienste Eures seligen Bruders, des Markgrafen Bernhard, seinen frommen Umgang genießen durfte, seit ich Zeuge seines heiligmäßigen Hinscheidens gewesen, gehört mein Sinn nicht mehr so der Welt, wie es in meinen Jahren und meiner bisherigen Thätigkeit sein sollte. Nun mir das einzige genommen ist, das mir

die Welt noch schön machte, die geliebte Braut, will ich mein Leben Gott weihen und in der Klosterstille beschließen. Darum geht meine Bitte: Entlasset mich, Herr Markgraf! Ihr findet in Eueren Landen wohl leicht einen andern geeigneten Untertan für meinen Posten.“

Karl I. hatte diese Worte mit wachsendem Erstaunen vernommen. „Euer Entschluß, Johannes Schweiger, meinen Euch lange angebotenen Dienst verlassen zu wollen, bevor Ihr ihn antreten konntet, ist mir sehr befremdlich. Wohl ehren die Markgräfin und ich Euren Schmerz, aber Ihr seid doch in den Jahren, wo der Mensch solche Schicksalsschläge überwinden kann!“

„Meine Seele ist seit dem seligen Tode Eures Herrn Bruders von dem Verlangen erfüllt, ihm nachzuleben. Fürnet mir nicht, Euer Gnaden Herr Markgraf! Es ist besser, ich bin Gott ein guter Diener als Euch ein schlechter, der ich in Wahrheit wäre!“

„So will ich Euch vierzehn Tage Bedenkzeit geben. Ueberleget Euch diese Sache wohl. Mein Wunsch ist, daß Euer Sinn sich wende!“

Acht Tage darauf war Schweiger soweit hergestellt, daß er zu Wagen nach seiner Heimat Bühl reisen konnte. Er blieb dort eine Woche, und da von seinen eigenen Angehörigen niemand mehr am Leben war, wohnte er in der windedischen Vogtei, wo Peter vom Morgental mit einer Schaffnerin hauste.

Der Aufenthalt Schweigers in seiner Heimat hat seinen Entschluß, dem weltlichen Leben zu entsagen, nur noch gekräftigt, sodaß er nach der Rückkehr auf Schloß Hohenbaden den Markgrafen nicht anders als bitten konnte, ihn ziehen zu lassen. Schweren Herzens willigte Karl I. ein, und da ihn Schweiger darum bat, vermittelte er diesem die Aufnahme in das Kloster der Benediktiner-Abtei Schwarzach, deren Abt manchmal auf Hohenbaden zu Besuch weilte.

Eisrig oblag dort in der klösterlichen Zelle Johannes seinen theologischen Studien, war jetzt wieder ein Scholar, wie er es ehemals auf der hohen Schule zu Erfurt als Jugendgenosse des Markgrafen Georg, eines Bruders Karl I. und Bernhards, gewesen. Sein Verlangen war, die priesterliche Weihe zu empfangen. Doch stellten sich dem Hindernisse in den Weg: Er war als Reisebegleiter von Gesandtschaften und später kaiserlicher Rat mit Waffen umgegangen, also ein Kriegermann gewesen und hatte Blut vergossen. Doch waren sowohl die geistlichen Oberen, wie auch der Markgraf von Baden seinem Wunsche förderlich, und so liefen die

Fäden über Wien nach Rom. Unter dem 17. Februar 1460 erteilte Papst Pius II. dem einstigen Geheimsekretär Bernhards von Baden und nachmaligen kaiserlichen Rat Dispens zur Erlangung der Priesterweihe.

Zufolge besonderer Fügung wurde der neue Diener des Herrn unter den Diözesanflerus des Erzbischofs Johannes von Lothringen aufgenommen, der ebenfalls ein Bruder Karls I. und Bernhards gewesen ist.

So war also der vor Jahren dem Markgrafen geäußerte Wunsch Schweigers, sein ferneres Leben in der Ruhe der Weltabgeschlossenheit des Klosters verbringen zu können, doch nicht in Erfüllung gegangen.

Die Regierungszeit Friedrichs III., des „allzeit unnützen Kaisers“, wie ihn einige übelwollende Zeitgenossen nannten, war erfüllt mit vielerlei Unruhen. Von außen bedrängten die Türken und Kroaten das Reich, im Innern hatten die kleinen Fürsten und Herren ständig miteinander Streit. Da der Kaiser sich 25 Jahre lang im großen Reiche nicht sehen ließ, fürchteten ihn die Streitahne keineswegs.

Um das Jahr 1461 führte Kurfürst Friedrich von der Pfalz für seinen minderjährigen Neffen Philipp die Regierung des kurpfälzischen Landes am unteren Neckar. Er war ein sehr streitbarer Herr und trachtete auf jede Weise darnach, sein Machtbereich auszudehnen. Wegen der ob solcher Handlungsweise entstehenden Händel ward er vom Kaiser in die Acht und von Pius II. in den Bann getan; der Kurfürst kehrte sich aber nicht daran. Er setzte seine Bedrohungen und Brandschakungen der Nachbargebiete fort. Darum sammelten die Bischöfe von Speyer und Metz, Graf Ulrich von Württemberg und andere Fürsten ihre Heere, und Markgraf Karl von Baden, zuvor ein Bundesgenosse des Kurfürsten, schloß sich, teils aus verwandtschaftlichen Regungen, teils in der Absicht, bei der zu erhoffenden Teilung der kurpfälzischen Lande etwas zu profitieren, den Gegnern an. Es ist eben noch zu allen Zeiten so gewesen, wie bei den hunarigen Wölfen: wenn einer einmal in der Patsche ist, sind gleich zehn da, um ihn aufzufressen.

So ding also ein richtiger Krieg los gegen die Pfalz.

Markgräfin Katharine war darüber sehr besorgt. Ihr hangte um das Leben des Gatten, und da sich Karl I. trotz innigsten Bittens nicht bewegen ließ seine Streitmacht allein ziehen zu lassen, kam die angstestfüllte

Frau auf den Gedanken, ihm einen irdischen Schutzengel zu bestellen in der Person des einst zum Grasschaftszanzler bestimmten Priesters Johannes Schweiger, dessen Liebe und Treue ihr bekannt waren. Sie gab einem der jetzt zahlreich verkehrenden Kriesskuriere zwei Schreiben mit, eines mit der Bitte an ihren Schwager, den Erzbischof Konrad, er möge den Johannes Schweiger als Feldkaplan mit seinen Truppen in den Krieg schicken; den andern an Schweiger selbst, in welchem sie den Kleriker beschwor, doch ihrem Wunsche zu entsprechen.

Der Kurfürst hatte sich die nördlichen Feinde zu erwehren, da erachteten es die Verbündeten als einen günstigen Zeitpunkt, ihn anzugreifen und zu vernichten. Im Juni 1462 fielen sie in die kurpfälzischen Lande ein, verbrannten viele Dörfer, verwüsteten die Aehrenfelder und schleppten das Vieh den Bauern weg. Kurfürst Friedrich aber konnte seine Streitmacht unversehens zurückbringen, ohne daß seine Gegner es ahnten.

Arglos ritten die Fürsten mit der nicht sehr zahlreichen Reiterei am 30. Juni gen Heidelberg; das verbündete Fußvolk in ansehnlicher Stärke folgte in mehr als zwei-stündiger Entfernung nach. Um die Mittagszeit, als die Herrn in ein Gehölz nahe dem Dorfe Sedenheim einritten, wurden sie plötzlich von kurpfälzischer Reiterei umzingelt, und es entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod.

Der Feldkaplan Schweiger, der sich auf Befehl seines erzbischöflichen Herrn ständig in der Nähe des Markgrafen Karl I. aufhielt, sah diesen mit einem Male von feindlichen Berittenen abseits gedrängt. Gegen drei, die an Helmszier und Brustwappen den vornehmen Gegner erkannten und ihn von vorn angriffen, kämpfte er mit harter Hand und geübter Wehr, zwei andere aber schafften sich an seinen Rücken. Die große Gefahr erkennend, sprengte Schweiger, der ohne Waffen war, heran und erhob gegen die zwei beschwörend die Hände; doch diese bekümmerten sich nicht darum. Da der Feldkaplan mit seinem Leibe den Fürsten seiner Heimat decken wollte, traf ihn eine Lanze und durchbohrte seine Brust. Stumm sank der Gottesmann vornüber auf den Hals seines Reitpferdes.

Gleich darauf lähmte ein feindlicher Streich trotz des Stahlschutzes den rechten Arm des Markgrafen, wodurch er kampfunfähig ward und sich ergeben mußte. Jetzt erst sah er das Geschick seines Schutzengels.

Die Feinde klärten ihn auf und ließen ihn hinzutreten.

„Der
Leben
Da
Augen
„Griff
Und
auch d
—
ich wä
Da
Der A
Leiche

In
wo der
der erf
standen
Dome
Herr h
und die
Sekund
ebenfall
Dame
Bandag
Die
Sekund
boden
nerin b
entblö
danten
entkleid
Bandag
erklärte
ständig
ten jede
sich wei

Kon
seinem
Pfarrer.
Hauferi
er sie ar
halt ein
seinem.
nit getr
schicht!
licher I
eine Hi
Am
gefallene
Moserfe
könn't.
Desi
würdig

„Treuer Freund, Euch danke ich mein Leben!“ sprach er bewegten Herzens.

Da richtete Schweiger seine brechenden Augen auf den Markgrafen und hauchte: „Grüßt mir die Heimat, Herr Markgraf! — Und die gnädige Frau Markgräfin! — Grüßt auch den Vogt vom Morgental — zu Bühl! — — Sagt ihm, — so Gott mir gnädig! — ich wär' — zu — Annen — gegangen —.“

Da tat ein edles Herz seinen letzten Schlag. Der Markgraf hob seines treuen Bühlers Leiche aus dem Sattel.

Das Gefecht endete als völlige Niederlage der Verbündeten. Denn bis das Fußvolk anrückte, waren die Fürsten alle gefangen und auf das Schloß zu Heidelberg abgeführt.

Dort setzte ihnen der Kurfürst eines Tages das bekannte Mahl ohne Brot vor.

Erst im folgenden Jahre erlangte Karl I. gegen schweres Lösegeld und Abtretung des badischen Anteils der Grafschaft Sponheim wieder die Freiheit.

Dem Priester und früheren Fürstehelfer Johannes Schweiger von Bühl ließ Karl I. zu Baden einen Denkstein errichten.

Wenn Mann und Weib gleich sein wollen.

In einer der vornehmsten Budapester Fechtsäle, wo der Fechtsport unter den Frauen und Mädchen der ersten Gesellschaft sich eifriger Pflege erfreut, standen ein Herr der Gesellschaft und eine 18jährige Dame als Duellgegner einander gegenüber. Der Herr hatte über Damen eine Bemerkung gemacht und die 18jährige Dame schied ihm beleidigt ihre Sekundantinnen. Der junge Mann ernannte ebenfalls einen Kartellträger, und da die junge Dame auf dem Duell bestand, wurden Säbel ohne Bandagen vereinbart.

Die Gegner standen einander gegenüber. Die Sekundanten des Mannes suchten auf dem Fechtboden die Versöhnung herbeizuführen. Die Gegnerin bestand auf dem Zweikampf. Der junge Mann entblößte hierauf den Oberkörper und die Sekundanten forderten die Dame auf, sich gleichfalls zu entkleiden, da sie nach ihrer Vereinbarung ohne Bandagen zu fechten hätten. Das junge Mädchen erklärte die Erfüllung dieses Begehrens als unanständig und unmöglich. Die Sekundanten beharrten jedoch auf ihrer Forderung. Die Dame weigerte sich weiter. Der Vorfall endete nicht, wie in der

Operette mit einer Verlobung, sondern mit einer ernstlichen Auseinandersetzung, in deren Verlauf die kampfesmutige Fechterin in einen Weintrampf versiel und die Waffe fortwarf. Die Gegner schieden unverföhnt.

Zeigt dieses Geschehen aus der modernen Gesellschaft nicht blitzartig, daß letzten Endes Mann und Weib doch nicht eins sind trotz Subkopf und Herrenmanieren bei den Damen, trotz Taillesschnitt und sichtbaren bunten Seidensocken bei den Herren? Und wenn immer sie im Sport den gleichen Treß tragen, die gleichen Sprünge tun. Zu tiefst innen sitzt etwas, das die Geschlechter scheidet. So wie an einen Mann niemals die Mutterchaft kommt, an ein Weib niemals das kernige, flammende Mannsein. In dieser Dame war das Weib noch nicht erstorben und es häumte sich auf in scheuer Scham, da die Schamhaftigkeit, des Weibes größter Reichtum, beleidigt werden sollte und sie nahm lieber die Beleidigung durch das Wort ungesühnt hin, als daß sie ihre Schamhaftigkeit durch die Tat beleidigt hätte. Merkt's euch, ihr lieben Kalenderleserinnen vor allem! K.

o diese Fremdwörter.

Kommt eines Tages der Moserferdi, wo von seinem Eheweib getrennt lebt, zu seinem Herrn Pfarrer. Weil er nämlich, der Moserferdi, eine Hauserin hat, wo ihm gar nit übel paßt, möcht er sie auch gleich heiraten, aber — die Kirche kennt halt eine Ehetrennung nit. Nun alldiweil er von seinem ersten Weib nit getrennt ist, aber von ihr nit getrennt werden kann. — Eine verteilte Gesellschaft! — Da hat er dieser Tage etwas von kirchlicher Dispens gehört. Das könnte jetzt für ihn eine Hilf sein.

Am Schluß des eineweg recht umständlich ausgefallenen Vortrags fragt er, ob ihn denn, den Moserferdi, der heilig Vater nit desinfizieren könnt'.

Desinfizieren? — Desinfizieren? Der hochwürdig Herr loset nit schlecht. Hat aber einen

Schelm im Nacken sitzen und meint: „Desinfizieren? mir ist's recht. Desinfizieren kann ich euch schon, Moserferdi, wo ihr nun einmal vom Heirats-teufel infiziert (angesteckt) seid. Aber das besorgt nit der Heilige Vater, das geschieht vielmehr in der Stadt drinn, wo sie extra so Desinfektionsanstalten haben, wo ihr in einen Kessel voller Schwefelsud gesteckt werdet . . .“

Mehr brauchte der Herr Pfarrer nit zu sagen. Wo der Moserferdi sell von dem Schwefelsud hört, langt er seinen Deckel und macht linksunkehrt, als sei der Leibhaftige hinter ihm her und woll ihn jetzt auf der Stell schon in den höllischen Schwefelsud steden, vom desinfizieren aber, noch vom dispensieren, weil er beides für das nämliche hielt, hat er sein Lebtag nit mehr wollen wissen und auf eine Zweitheirat hat er gerne verzichtet. K.